

---

WIE  
JETZT?!  
~

UND ANDERE ENTSCHIEDENDE  
FRAGEN DES LEBENS  
~

JAMES E. RYAN

---

**BELTZ**

James E. Ryan  
WIE JETZT ?!

James E. Ryan

# WIE JETZT ?!

UND ANDERE  
ENTSCHEIDENDE FRAGEN  
DES LEBENS

Aus dem Amerikanischen  
von Wolfgang Seidel

**BELTZ**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die im Buch veröffentlichten Hinweise wurden mit größter Sorgfalt und nach bestem Gewissen vom Autor erarbeitet und geprüft. Eine Garantie kann jedoch weder vom Verlag noch vom Verfasser übernommen werden. Die Haftung des Autors bzw. Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- oder Vermögensschäden ist ausgeschlossen.



Dieses Buch ist erhältlich als:  
ISBN 978-3-407-86507-6 Print  
ISBN 978-3-407-86524-3 E-Book

1. Auflage 2018

© 2018 im Beltz Verlag  
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel  
Werderstraße 10, 69469 Weinheim  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2017 by James E. Ryan, published by arrangement with  
HarperOne, an imprint of HarperCollins Publishers, LLC  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
»Wait, what? And Life's Other Essential Questions«

Umschlaggestaltung: [www.anjagrimmgestaltung.de](http://www.anjagrimmgestaltung.de)  
(Gestaltung), [www.stephanengelke.de](http://www.stephanengelke.de) (Beratung)  
Lektorat: Tarek Münch  
Layout, Satz und Herstellung: Antje Birkholz  
Druck & Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH,  
Bad Langensalza  
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln  
finden Sie unter: [www.beltz.de](http://www.beltz.de)

*Für Doug Kendall (1964–2015)*



## INHALT

Die Kunst des Fragens	9
Erste Frage: WIE JETZT ?!	35
Zweite Frage: MICH WUNDERT, WARUM ...	63
Dritte Frage: KÖNNTEN WIR ZUMINDEST ...?	93
Vierte Frage: WIE KANN ICH HELFEN?	113
Fünfte Frage: WAS ZÄHLT WIRKLICH?	135
Die Bonus-Frage	159
Danksagung	169



## DIE KUNST DES FRAGENS

**F**ünf Fragen reichen aus, um gut durchs Leben zu kommen. Das ist erstaunlich, aber auch beruhigend und praktisch. Wenn Sie sich diese fünf Fragen immer wieder einmal selbst vorlegen, werden Sie merken, dass diese Gewohnheit zu einem glücklicheren, erfolgreicheren und letztlich erfüllteren Leben führt. Und schließlich wird es Ihnen auch gelingen, auf das, was ich die Bonus-Frage nenne, eine gute Antwort zu geben. Es handelt sich um die wichtigste Frage, auf die es im Leben ankommt.

Bevor Sie jetzt die Augen verdrehen oder – was noch schlimmer wäre – das Buch gleich wieder beiseitelegen, lassen Sie mich Folgendes sagen: Ich bin mir völlig bewusst, dass das, was ich gerade geschrieben habe, ein wenig großspurig und meinetwegen befremdlich klingt. Meine einzige Entschuldigung da-

für ist der Umstand, dass der Ausgangspunkt dieses Buches eine Ansprache bei der Examensabschlussfeier meiner Hochschule gewesen ist und solche Reden eben immer ein wenig feierlich und getragen klingen. Falls Sie meinen, dass das, was Sie gerade gelesen haben, zu hochtrabend klingt, dann hätten Sie meinen mündlichen Vortrag hören sollen. Jedenfalls möchte ich Sie herzlich bitten, mich – wenigstens bis jetzt – nicht zu streng zu beurteilen. Ich kann Ihnen versprechen, dass das Buch ausgewogener und nuancierter sein wird und hoffentlich noch unterhaltsamer als die Rede. Länger ist es auf jeden Fall.

Diese Rede habe ich in meiner Eigenschaft als Dekan der Harvard Graduate School of Education gehalten, der Pädagogischen Hochschule von Harvard. Es gehört zu meinen Pflichten, jedes Jahr bei der Abschlussfeier nach den Examen ein paar »kurze Bemerkungen« über das abgelaufene Studienjahr zu machen, die allerdings selten so kurz ausfallen wie gewünscht. Den Studenten, die ihr Abschlussexamen bestanden haben, sowie ihren Familienangehörigen, bleibt kaum eine andere Wahl, als dieses Ritual über sich ergehen zu lassen, bevor endlich die Diplome ausgehändigt werden – so wie es bei unzähligen anderen Abschlussfeiern zur gleichen Zeit im Sommer quer durchs Land der Fall ist: Sie müssen sich eine mehr oder weniger lange Reihe gut gemeinter Banalitäten und Plattitüden

anhören, während sie gegen das Gähnen ankämpfen, manchmal auch gegen Herzschmerz.

Bei meiner letztjährigen Rede habe ich das Thema »Fragen« in den Mittelpunkt gestellt und fand die Rede selbst ganz in Ordnung. Keine Glanzleistung, aber in Ordnung. Ich hätte nicht erwartet, dass sie sich wie ein Lauffeuer im Netz ausbreiten und dort sehr erfolgreich sein würde. Millionen Menschen sahen sich den Videoclip der Ansprache auf YouTube an. Viele Zuschauer kommentierten sie zustimmend, lobten sie sogar. Es gab auch verärgerte und wenig schmeichelhafte Stimmen; die meisten davon sind mir gut im Gedächtnis geblieben, einige waren echt witzig. So geht es in der Online-Welt eben zu – und bei mir bleiben nun mal eher die kritischen Stimmen haften.

Als Nächstes erhielt ich eine E-Mail von einem Verlagslektor, der vorschlug, ich solle die Rede zu einem kleinen Buch ausarbeiten. So entstand der Text, den Sie gerade lesen – zumindest bis zu dieser Stelle.

Warum eine Rede (und im Anschluss daran das Buch) zum Thema »Fragen«? Wieso ist es so wichtig, sich im Leben die richtigen Fragen zu stellen – und insbesondere diese fünf entscheidenden Fragen? Das wiederum ist auch eine gute Frage. (Sehen Sie, was ich meine?) Mir fällt es nicht schwer, diese Frage zu beantworten, und die Antwort fällt, wenigstens teilweise, ganz persönlich aus.

Fragen haben mich immer schon besonders fasziniert, fast bis an den Rand der Besessenheit. Wie die meisten Kinder habe auch ich in dem entsprechenden Alter jede Menge Fragen gestellt. Für meine Familie und meine Freunde ergab sich allerdings das Problem, dass ich damit niemals aufgehört habe. Heute erinnere ich mich mit einer gewissen Verlegenheit daran, wie oft wir bei uns zu Hause beim Abendessen saßen und sich meine Eltern und meine arme kleine Schwester gegen das unaufhörliche Fragen und Nachhaken meinerseits stemmen mussten.

Als ich etwas älter war, drehten sich meine Fragen dann nicht mehr so stark um Erklärungen über die äußere Welt wie »Warum ist der Himmel blau?«, sondern ich bohrte lieber hartnäckig nach, so wie ein Anwalt vor Gericht beim Kreuzverhör jedes Detail genau wissen will. Ich selbst empfand mich als wissbegierig, vielleicht ein wenig altklug, aber keineswegs als nervig. Beispielsweise wollte ich von meinen Eltern wissen, warum sie dieses oder jenes für wahr und richtig hielten und ob sie für ihre Annahmen auch die nötigen Belege vorweisen könnten. Von meiner Mom wollte ich wissen, welche Beweise sie für ihre Behauptung hatte, Ronald Reagan sei ein guter Präsident, und von meinem Vater verlangte ich ebenfalls Fakten, die seine Meinung untermauerten, Reagan sei ein schlechter Präsident. Außerdem wollte ich von beiden wissen,

welche greifbaren Nachweise es gab, dass der Papst Gottes Stellvertreter auf Erden sei. Zugegeben, nicht alle Fragen, die mich umtrieben, behandelten solch gravierende Themen. Genauso oft drehten sich meine Kreuzverhöre um die Frage, warum es angeblich so wichtig ist, Rosenkohl zu essen, oder wie irgendjemand darauf kommen kann, Leber mit Zwiebeln für menschenwürdige Nahrung zu halten.

Kurz gesagt, ich ging allen anderen furchtbar auf die Nerven. Mein Vater, der nie ein College besucht hatte, wusste mit meiner ständigen Fragerei auf die Dauer nichts anzufangen, und der Umstand, dass ich offenbar keine anderen Fähigkeiten entwickelte, außer einen Ball zu werfen und eben ständig Fragen zu stellen, machte ihn zunehmend ratlos. Anders als er hatte ich für die praktischen Dinge des Lebens nicht das geringste Verständnis und konnte kaum die einfachste Reparatur selbstständig durchführen. Mein technischer Unverstand war vollkommen. Nur die Fragen gingen mir nie aus, weswegen mein Vater zu dem Schluss kam, ich sei der geborene Anwalt. In seinen Augen gab es für mich keine andere Möglichkeit, meinen künftigen Lebensunterhalt zu verdienen.

So folgte ich schließlich dem Rat meines Vaters und begann, nachdem ich das College absolviert hatte, mit dem Jurastudium. Das passte in der Tat perfekt zu mir. Vermutlich haben Sie schon einmal gehört, dass

sich die meisten Rechtsprofessoren an den Jurafakultäten in irgendeiner Form der sokratischen Methode bedienen. Sie stellen sich vor ihre Studenten und stellen eine Frage nach der anderen und haken gegebenenfalls nach, wenn ihnen die Antwort ungenügend erscheint. Wenn diese Methode richtig durchgeführt wird, zwingt sie die Studenten dazu, die unausgesprochenen (oder unbedachten) Implikationen ihrer Argumente noch einmal präziser zu durchdenken und dabei grundlegende Rechtsregeln herauszufiltern, die als allgemeine Norm auf eine Vielzahl verschiedener Rechtsfälle Anwendung finden können.

Ich hatte das Gefühl, dass diese Branche genau das Richtige für mich sei. Nachdem ich einige Jahre als Anwalt praktiziert hatte, entschied ich mich, meinerseits Juraprofessor an der Uni zu werden.

Kurz nachdem ich einen Lehrstuhl an der juristischen Fakultät der Universität von Virginia in Charlottesville erhalten hatte – die Uni, an der ich selbst Jura studiert habe –, besuchten mich meine Eltern. Bei dieser Gelegenheit fragte mich mein Vater, ob er sich mal eine meiner Vorlesungen anhören könne. Im Nachhinein erwies sich das als ergreifendes, einmaliges Erlebnis, denn wenige Monate später starb er völlig unerwartet an einem Herzinfarkt; somit war diese Vorlesung die einzige Gelegenheit, bei der er mich jemals als Professor erlebt hat.

Als ich in der Familie meinen Entschluss bekannt gegeben hatte, an die Uni zu wechseln, war mein Vater einigermaßen überrascht gewesen. Er wusste, dass ich sehr gern als Anwalt arbeitete, und er war sich gar nicht sicher, ob Juraprofessor überhaupt ein seriöser, ernst zu nehmender Beruf war. Aber nachdem er mich in der Vorlesung erlebt und mitbekommen hatte, wie ich meine Studenten mit einer Frage nach der anderen bombardierte, war er vollkommen davon überzeugt, dass ich meinen Traumjob gefunden hatte. »Das ist wie für dich gemacht«, sagte er hinterher zu mir. Spaßeshalber fügte er noch hinzu, er könne es gar nicht fassen, dass man mir sogar ein Gehalt dafür zahle, dass ich im Hörsaal genauso nervige Fragen stelle wie früher zu Hause beim Abendessen.

Nachdem ich fünfzehn Jahre lang Jura an der Universität von Virginia gelehrt hatte, erhielt ich völlig unerwartet das Angebot, Dekan der Pädagogischen Hochschule von Harvard zu werden. Abwegig war die Berufung nicht, denn während meiner gesamten beruflichen Laufbahn hatte ich mich in Aufsätzen und in der Praxis intensiv mit praktischen wie rechtlichen Problemen der Bildungsförderung auseinandergesetzt. Die Befassung mit Chancengleichheit und Ausbildungsförderung ist mir ein zutiefst persönliches Anliegen, da ich selbst schon als Schüler von Fördermaßnahmen profitiert habe, später von Stipendien und

dergleichen, als ich in Yale und an der Universität Virginia studierte.

Ebenso wie mein Vater war auch meine Mutter nie aufs College gegangen, aber beide legten großen Wert auf eine gute Erziehung und Ausbildung; sie glaubten fest daran, dass dies bessere Chancen eröffne. Von dieser Überzeugung habe ich stark profitiert. Bereits die Lehrer an meiner staatlichen Highschool in New Jersey setzten alle Hebel in Bewegung, damit ich als Undergraduate, also als Studienanfänger, nach Yale gehen konnte. In Amerika werden dafür bekanntlich nicht nur sehr gute Leistungen und Zeugnisse verlangt, sondern auch hohe Studiengebühren. Meine Jahre in Yale und mein anschließendes Jurastudium an der Law School der Universität Virginia haben natürlich mein Leben verändert. Für mich öffneten sich dadurch Türen, von denen ich vorher noch nicht einmal wusste, dass es sie gibt. Diese persönliche Erfahrung hat dazu geführt, dass ich während meines gesamten Berufslebens immer wieder versucht habe, die Frage zu beantworten: Warum funktioniert unser öffentliches Bildungssystem für einige Schüler sehr gut, wohingegen es bei der Masse der Kinder so oft versagt, insbesondere bei denen, die ohnehin von vornherein im Nachteil sind. Die Berufung nach Harvard habe ich dann ohne großes Zögern angenommen, da sich hier die wohl einmalige Chance in meinem Leben bot,

in einer Institution zu arbeiten, wo sich extrem motivierte und inspirierte Menschen zusammenschließen, um Mittel und Wege zu finden, wie man die Chancengleichheit für ansonsten eher vernachlässigte Schülergruppen verbessern kann.

Schon während meines ersten Jahres als Dekan musste ich erkennen, dass man in diesem Job eine Menge Reden und Ansprachen halten muss. Die wichtigste dieser Ansprachen ist zweifellos diejenige bei der Examensfeier am Ende des Studienjahres. Die richtig hinzubekommen ist überhaupt nicht leicht.

Da ich zunächst nicht genau wusste, wie ich meine erste Rede zur Examensfeier anpacken soll, griff ich auf eine Ansprache zurück, die ich bei der Abschlussfeier auf meiner Highschool gehalten hatte. (Zugegeben, mir fehlten noch die zündenden Ideen dafür.) Das Thema meiner damaligen Rede war die Bedeutung von »Zeit«, und im Grunde bestand sie aus nichts anderem als aneinandergereihten Zitaten, die ich einem dicken Zitatenbuch zu diesem Thema entnommen hatte, also was solchen Berühmtheiten wie Helen Keller, Albert Einstein oder dem Baseballspieler Yogi Berra zum Thema Zeit eingefallen ist. Als ich mir 2014 die alte Highschool-Rede vornahm, um sie zu meiner ersten Abschlussrede als Dekan in Harvard umzuarbeiten, wurde mir erst richtig klar, was ich dreißig Jahre zuvor eigentlich hatte zum Ausdruck bringen wollen: dass